

Johann P. Reuter, 7. Oktober 2004

Sehr geehrter Herr Reuter, geehrte Gäste,
liebe Freunde des Hauses und Kollegen,

seien Sie herzlich willkommen zur Eröffnung unserer 43. arteMIS-Ausstellung. Ich freue mich, Ihnen mit den Gemälden und den bisher noch nie gezeigten Zeichnungen einen weiten Ausblick auf und einen differenzierten Einblick in das Werk Johann P. Reuters ermöglichen zu können.

Als ich diesen Einleitungssatz kaum fertig notiert hatte und noch unentschlossen war, wie ich fortfahren solle, tauchte ein Gedanke auf, der an dieser Stelle unangenehm ist, weil er alle weiteren Sätze sogleich in Frage stellt. Warum überhaupt reden? Es ist doch etwas Merkwürdiges um die Rituale der Kunstpräsentation. Am Anfang einer Bilderausstellung steht eine Rede. Warum? Wo gibt es das sonst? Wollen Sie Musik hören, gehen Sie in ein Konzert und hören Musik pur, meistens jedenfalls. Interessieren Sie sich für dramatische Kunst, besuchen Sie ein Theaterstück und bekommen es ohne Beilagen serviert. Ebenso die Ballettvorführungen. Ebenso die Filme und wären sie noch so künstlerisch ambitioniert. Freilich, es gibt Literaturlesungen, die mit Jazz und anderer Musik für Abwechslung und Erholungspausen sorgen. Aber im allgemeinen kommen alle Künste mit ihrer reinen Selbstdarstellung aus. Nur die bildenden Künste, Malerei und Skulptur und verwandte Positionen scheinen das einführende Wort zu benötigen. Sie ziehen Redner und Wortemacher geradezu an wie krankes Wild in der Savanne Hyänen und Geier anlockt. Was ist es, das so nach dem Vorredner verlangt? Ist die Kunst besonders schwierig, dass sie eine Gebrauchsanleitung benötigt? Stehen Worte und Sätze in besonderer Affinität zu Form und Farbe? Beides lässt sich verneinen. Wer nicht im ständigen Dialog mit Künsten und Künstlern steht, wird neue Hervorbringungen, seien sie literarischer, musikalischer oder bildnerischer Art, nur selten auf Anhieb verstehen. Und aus Erfahrung mit Lied und Oper weiß ich, dass Sprache auch mit der Musik auf gutem Fuß steht. Ist es vielleicht der Vernissagen-Sekt, dem man einen Augenblick einräumen muss, seinen ersten Bläschenstrom zu verperlen, und der sich mit Vorrede und Toast den Anlass sucht, getrunken zu werden? Das mag ein passender Grund sein. Wichtiger aber ist wohl ein anderes: die Stille der Bilder, ihre geräuschlose Präsenz, die wir nur schwer ertragen können. Ihre unerträglich stumme Selbstbezüglichkeit ist eine Provokation. Und man muss sich als Begleittexter eingestehen, dass die Einführungsrede kaum anderes leistet, als die Provokation zu entschärfen, indem sie die peinliche Stille um das Werk zerstört. Kunstwerke sind stumme Provokationen. Und eigentlich müsste die Brisanz der stillen, kontemplativen Selbstbehauptung der Bilder jenseits von Atelier und Museum sogar besonders fühlbar werden, da ihre Aussage "Ich bin, was ich bin. Ich bin ein Manifest. Sieh zu, ob du dich mit mir arrangieren kannst. Ich bin keinem verpflichtet, nicht einmal mehr dem, der mich geschaffen hat" diametral der Welt gegenüber steht, in der sie sich nun behaupten müssen. Wenn wir uns nicht im Medienzeitalter aus Gründen des Selbstschutzes angewöhnt hätten, die Signale aus

unzähligen Bildern, die uns alltäglich begegnen, als ein Hintergrundrauschen zu nehmen und es gar nicht über unsere Wahrnehmungsschwelle gelangen zu lassen, es müsste uns schwer fallen, in solchem Umkreis von Manifesten zu leben. In einem Unternehmen ist ja eigentlich alles Verweis auf ein anderes. Das Management steht nur für die Organisation der Geld- und Arbeitsströme. Die Mitarbeiter sind nur für Entwicklung, Einsatz und Vertrieb der Produkte da. Und selbst die Produkte wollen nicht für sich bestehen, sondern nur im Dienste der Kunden aufgehen. Alles ist Funktion im Dienste eines anderen, um sich schließlich im Inbegriff der Austauschbarkeit, dem Geld - bedrucktem Papier oder Zahl auf dem Konto - aufzulösen.

Dem gegenüber die provokativen Manifeste an der Wand, unnütz, Finger- und Gedankenspiele, von geringem Materialwert, aber unerbittlich streng in der Botschaft an den Betrachter: "Ich bin, was ich bin. Nimm Stellung zu meiner Position, und du wirst etwas über dich erfahren." Wie radikal solche Selbsterkenntnis ausfallen kann, hat einmal Rainer Maria Rilke angesichts einer Apollon-Statue vor einhundert Jahren formuliert. In seinem berühmten Gedicht "Archaischer Torso Apollos" heißt es "... denn da ist keine Stelle, die dich nicht sieht. Du mußt dein Leben ändern." Für uns heute schwer vorzustellen, dass wir vor eine Skulptur oder ein Bild treten und uns gleichsam von ihr oder ihm rezensieren lassen, statt sie an unseren Maßstäben zu messen und sie nach unserem Gutdünken zu be- oder zu verurteilen. Und doch halte ich es für möglich und wahrscheinlich, dass die dreimonatige Gegenwart der Bilder an uns eine Art ästhetischer Erziehung vollbringt, dass die Signale in sich stimmiger Bildkompositionen wie Bienen an den Waben unserer inneren Ideenkonstruktionen arbeiten und unser Gefühls- und Gedankengebäude allmählich erweitern. Die Farbräume des Johann P. Reuter, die er in Sequenzen entwickelt und entfaltet hat, werden also Kon-Sequenzen zeitigen, die Bildfolgen werden von Folgen begleitet werden, nicht notwendigerweise, weil wir seine Intentionen und Gedanken bei der Verfertigung der Artefakte verstehen, sondern weil die einzelnen Tafeln sprachmächtig genug sind, uns in ihren Bann zu ziehen und uns zu beschäftigen. FarbRaumSequenzen steht als Sammelbegriff über den Arbeiten dieser Schau. Das ist ein sehr puristischer Titel, fast so nüchtern wie die Bildtitel, die sich auf die Werknummer beschränken. (Beachten Sie bitte auch, dass zwei Bildern selbst diese sparsame Auszeichnung vorenthalten wird!) Irritierend daran schon, dass an erster Stelle von Farbe die Rede ist, da doch gemeinhin von Farbe erst dann gesprochen wird, wenn es bunt zugeht. Es ist wohl wahr, wir blicken auf eine sehr reduzierte Farbpalette, die die Farbpsychologen und Werbeagenten so zur Verkaufsförderung und Motivierung seltener einsetzen würden. Aber diese Bilder stehen ja, wie gesagt, nicht für anderes, sondern einzig für sich und sind darum als die Manifeste des Malers und nicht als seine Werbeflächen zu lesen. Und was den Raum betrifft, könnte mancher bei der Titelnennung auch anderes erwartet haben. Ich denke, es ist die Höflichkeit des Künstlers, die mit der Begriffstriade 'FarbRaumSequenzen' den Betrachtern den offensten Zugang zu seinem Werk ermöglichen will. Dass Farbe für den Maler alle Nuancen zwischen Weiß und Schwarz umfasst - wobei ich Ihnen erspare, die Nuancen des von Reuter eingesetzten Schwarz und Weiß weiter aufzufächern - ist eine Selbstverständlichkeit.

Dass diese Farben, auch wenn stets auf der Fläche verstrichen, zugleich den Raum bilden, in dem sich seine Schöpfungen konkretisieren, leuchtet ebenfalls ein. Es ist also das immer wieder von neuem und in immer neuen Varianten durchexerzierte "Finger- und Gedankenspiel", wie erwähnt, das ihn Färb- und Raum- und Farbraumsequenzen entwickeln lässt.

Wenn Sie dabei Prinzipien musikalischer Komposition entdecken, ist das gewiss kein Zufall. Reuter ist Musikliebhaber und ein passionierter Sänger. - Ungewohnte Vorstellung, ein Maler, der singt! - Zur Beschreibung seiner Bildkompositionen benutzt er gern musikalische Begriffe, zur Umschreibung seiner Zeichnungen zum Beispiel die Kammermusik oder zur Charakteristik des Ausdruckswertes eines dominanten schwarzen Elements einen vollen Orgelton. Zudem hat er eine Reihe von Bildern ausdrücklich in Anlehnung an musikalische Kompositionen geschaffen. Und auch der in unserem Ausstellungstitel verwendete Begriff der Sequenz hat tiefe musikalische Wurzeln.

Über die einzelnen Elemente seiner Studien im 'FarbRaumSystem', über die Konstruktion und Destruktion der meist rechteckigen und sogar rechtwinkligen Farbfelder, über die Balken, Träger und Kreuze eines nicht verlugten Fachwerks, über die den Bildern wie auf einer Metaebene eingeschriebenen Zeichen, Kürzel, Hieroglyphen oder auch Gaunerzinken, über Willkür und Absicht, Präzision und Erosion wäre genauer zu reflektieren und zu berichten. Ich nutze hier die Beobachtungen einer Kunsthistorikerin, Claudia Breinl, die anlässlich einer Ausstellung mit Kreuzbildern von Johann R Reuter ein bestimmtes Spektrum seiner Arbeit folgendermaßen charakterisiert hat. Mit Blick auf das „Krakauer Diptychon“ aus dem Jahr 2002, dem aufgrund der Sequenztechnik viele weitere Beispiele nahestehen, sagt sie: "Grauwerte, weiß und schwarz, sowie pastellig durchscheinende Farbtöne geben dieser Arbeit ihre immaterielle Anmutung. Es entsteht eine diffus verschwimmende Räumlichkeit - ungreifbar, nah und fern zugleich, sich entziehend Neben (einer Kreuzform) tauchen aus den Farbgründen auf oder bewegen sich darüber hin andere Chiffren, teils wie Hieroglyphen, teils wie ein flüchtiger Abdruck. Sie scheinen zu trudeln, auf und ab zu schweben wie in den Fluss der Zeit hineingeworfen, an keinem Ort verankert. Es gibt Versuche, dem Beweglichen und Entschwindenden einen Halt zu geben. Balken, Streifen, Horizontale und Vertikale greifen in den Farbraum ein, legen sich über ihn, begrenzen ihn, verklammern ihn. So auch die Kreuzform. Trotzdem bleibt der Eindruck des unaufhaltsamen Fließens gewahrt. Es wirkt, als habe der Künstler in die große Gleichgültigkeit der Zeit, in ihr endloses Dahinströmen eine Spur eingeschrieben und sich dabei der Kraft dieses Symbols versichern wollen " Dabei ist es wohl nicht einmal so sehr das Kreuzsymbol als die Spiritualität seiner sehr strengen Malerei, die Johann P. Reuter mehrere Aufträge aus dem kirchlichen Bereich eingetragen hat. Die meditative Selbstversunkenheit vieler seiner Bilder könnte sowohl östlichen wie westlichen Religionen als Folie ihrer Andacht und Kontemplation dienen. Ich meine damit auch, dass die in diesen Farbräumen erscheinenden ungelentken Runen, Kreuze, Hieroglyphen, Gaunerzinken oder Kritzel eine Würde erhalten, die sie unabhängig von ihrer Form in den Stand heiliger Symbole erhebt, wobei gerade das Unroutinierte, Unbeholfene der Zeichnungen für

die Mühen der Suche nach unabhängiger Existenz und eigenem Ausdruck entsteht. - Doch ehe ich ins tiefere Deuten und Enträtseln gerate, ziehe ich mich auf einen Satz aus meinem Reservekoffer zurück, der mir schon öfter zur Flucht verholfen hat: Ein Software- und Beratungsunternehmen ist kein kunsthistorisches Seminar. Alles Entscheidende geschieht in der Betrachtung des Bildes selbst.

So bleibt mir nur noch eine Mitteilung: Ich eröffne hiermit - auch wenn Sie vermutlich noch nicht gern daran erinnert werden, kann ich Ihnen den Hinweis nicht ersparen -, ich eröffne hiermit die Weihnachtsausstellung der arteMIS-Galerie. Die Bilder bzw. die Geschenke hängen tatsächlich von heute bis in die Weihnachtszeit an unseren Wänden und warten hier auf Sie. - unbestechlich, aber käuflich. Das Schöne an diesen Geschenken ist nicht zuletzt: Auch Leute, die schon alles haben, haben die Bilder, die Sie hier sehen, garantiert noch nicht.

Walter Weidner, 7.10.2004